

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 176 (1897)

Artikel: Böses zeugt Böses : eine Erzählung aus der Zeit des deutschen Bauernkrieges
Autor: Kessler, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374172>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Böses zeugt Böses.

Eine Erzählung aus der Zeit des deutschen Bauernkrieges. Von Adolf Reßler.

1. Kapitel.

Ein blutiger Palmsonntag.

Es war im Jahre 1525. Der Frühling brachte der Erde neuen Sang und frische Blumen. Heller Sonnenschein lag über dem freundlichen Nebenthale, in dessen Grunde das alte schwäbische Städtchen Weinsberg sich erhebt, wo einst edle Frauen durch eine kluge, entschlossene That das Leben ihrer Männer gerettet. „Durch treue Weiber, Wein und Sang hat Weinsberg seinen guten Klang“, heißt es in einem alten Liede. Am Palmsonntage genannten Jahres war im Gebirge der sich in der Thalsohle ausdehnenden Häuser, in denen damals wie heute fröhliche Winzer wohnten, wenig von althergebrachter Lust und Fröhlichkeit zu spüren. Keine Glocke rief zum Gottesdienste. Kein heiliger Festgesang stieg zum Himmel empor. Wo die Fackel des Krieges loht, herrscht Schrecken und Verwirrung. Gestern hatten sich die Schaaren der Bauern in hellen Haufen von Neckarsulm her mit Brand und Mord hieher gewälzt, voll wilden Jubels und voll des edlen Weines, der hier überall in seltener Güte und Milde in den Kellern der gestrengen Herren lag, deren hartes Joch man fürderhin unter Anführung von Jäcklin Rohrbach und Florian Geyer fest zu brechen gedachte. Wohl hatte seiner Zeit der schwäbische Städtebund die sieghaften Appenzeller bei Bregenz geschlagen, und die Herren auf ihren Schlössern rühmten sich bei Wein und Lautenspiel, wie sie das kühne Bergvolk auf seinem Siegeslaufe gehemmt und wieder in sein Ländchen am Fuße des Alpsteingebirges zurückgeworfen haben. Die Bauern, welche unter der Last der Zehnten, Brüche und Frohndienste ächzten, dachten anders. Sie erzählten sich, während sie die Weinberge der Herren und Gebieter karsteten, von den beinahe hundert Burgen, welche die Appenzeller gebrochen und fanden, daß diese mannhaft zusammengestanden seien, um unerhörtem Drucke zu wehren. Und, als auch im Schwäbischen die Fahne der Freiheit lustig zu wehen begann, da stellten sie sich einträchtig darunter und kamen so auf ihrem Zuge in mächtiger Schaar nach Weinsberg, um an den Unterdrückern grimme Rache zu üben. Die Sünden der Väter, Vorfäter und Ahnen wurden an Söhnen und Enkeln vergolten.

Den Grafen von Helfenstein, der es von jeher gar schlimm mit ihnen getrieben, führten sie gefangen mit sich, nachdem sie sein Schloß in Flammen

gelegt. Sie hatten ihn während der Nacht im obersten Thurme der Stadt wohl verwahrt, um ihn heute durch die Spieße zu jagen. Wer es gewagt hätte, gegen das Urtheil Einsprache zu erheben, nun, den hätte man dem Grafen in den Tod nachgeschickt. Ein entfesselter Strom reißt alles nieder, was sich ihm in den Weg stellt. Halbheit und unentschlossenes Wesen werden von jeder Revolution hinweggefegt. Wo wilde Wuth spricht, ist es todbringend und nutzlos, sich den brausenden Wassern entgegenzustellen.

Vor der Thüre der Herberge zum „Weinträuble“, wo die Führer der Bewegung rasteten, drängte sich wildes Volk in bunten Schaaren. Man hatte die Fässer aus den Kellern und Kellern herausgewälzt auf den Rathhausplatz, und der Wein floß in Strömen. Um halberloschene Feuer lagerten die Bauern; andere hatten sich in Mäntel gehüllt und saßen, die Pike im Arm, die gefüllte Kanne auf den steinernen Tritten, auf der Rathhausstiege. Drinnen in der Schenkstube saßen um den runden Tisch in der Ecke Florian Geyer und Jäcklin Rohrbach, neben ihnen der Pfeiffer Melchior Nonnenmacher, der dem Haufen seit Wochen vorausschritt und mit Trugliedlein und Märschen den Muth der Schaaren stets neu entflamnte. Ihm zur Seite gewahrte man ein riesiges Weibsbild, die schwarze Hofmännin. Die dichten, schwarzen Haare lagen in wirren Strähnen um ein Gesicht, das immer noch die Spuren ehemaliger Schönheit trug. Junker und Herren mochten ihr übel mitgespielt haben; denn ihr Haß war es, der die Führer immer zu neuen Thaten fortriß. Sie griff zu jeder Zeit mit dem Worte in die Verhandlungen ein, und wenn sie zum Volke sprach und ihm darlegte, wie der Vogel sich frei in blauer Luft wiege, der Fisch frei im Neckar schwimme und das Wild sich überall frei im Gehölze tummle, dann leuchteten Aller Augen hell auf. Und wenn sie dann fortfuhr und fragte, ob denn der Bauer im Gegensatz zu diesen freien Geschöpfen einzig und allein dekwegen erschaffen sei, um Schmach und Spott zu leiden, ob er allein für Folter, Schmach und Hohn geboren, oder ob auch er durch Christi Blut erlöst und zur Freiheit bestimmt sei, dann ballte sich jede Faust zum Kampfe, und weiter ging es jeweilen, das scharfe Gericht an den Mächtigen der Erde zu vollziehen.

Auch heute sekte sie es bei der Berathung mit ihrem Willen durch, daß der Graf von Helfenstein getödtet werden solle. Sie sehnte sich nach dem Augen-

blicke, wo ihr Verderber von ehemals, der sie in Spott und Elend getrieben, zwischen den Spießen der Bauern verbluten sollte. Das Unrecht, das sie vor vielen Jahren erlitten, hatte ihr Herz verbittert; die Rechnung, welche sie heute abschließen wollte, war eine persönliche; der Mann war ihr verfallen; deßhalb eiferte sie für seinen Tod.

„Er stirbt“, entschied Färlin Rohrbach. Wildes Feuer flackerte in den dunkeln Augen der Hofmännin.

„Er stirbt“, wiederholte der Pfeifer Melchior Nonnenmacher aus Nlsfeld, setzte sein Instrument an den Mund und drückte die Freude über diesen Beschluß in einigen jubelnden Tönen aus. Die schwarze Hofmännin hatte einst als seine Braut gegolten, als auch er unter dem Gefinde des Helfensteiners diente. Auch er trug persönlichen Groll gegen den Mann, dessen Schicksal nun besiegelt war.

„Er stirbt!“ So hallte es unter dem Volke, das draußen im Gange laufend auf den Behen stand, um von dem Verlaufe der Verhandlungen, die drinnen in der Stube geführt wurden, kein Wort zu verlieren.

„Er stirbt!“ scholl es in tausendfachem Gebrause auf dem Rathhausplaze und pflanzte sich fort in die entferntesten Gassen, wo neuer Zuzug sich lagerte. Die Schläfer rieben sich den Schlaf aus den Augen, und aus Bechern und Kannen trank man sich zu, sich zum blutigen Werke zu stärken.

Hinauf gieng's zum Thurme, den das Volk heute noch den Geisterthurm nennt. Drunten im Verließe schmachtete das Opfer der entfesselten Wuth. Man zog den Helfensteiner herauf, ihn zum Tode zu führen. Umringt von wein- und siegestrunkenem Bauerntroß standen Mitter und Vasallen. Melchior Nonnenmacher stellte sich an die Spitze des Zuges, und beim Schalle seiner Pfeife tollte der Haufe hinaus vor die Stadt.

Als sie das Thor hinter sich hatten, hielt der Pfeifer mit seiner Musik inne, wandte sich rückwärts zum Grafen und sprach: „Heiße, Helfensteiner, was meinst, heut' tönt mein Liedlein recht? Wie oftmals hab' ich ehedem als armer Teufel vor Dir geschwebelt und musizirt, wenn Du beim Festmahle saßest. Du hast mir den Spiellohn übel bezahlt. Heute bin ich der Herr. Verwundere Dich nicht, wenn die schwarze Hofmännin und ich Dir in gleicher Münze vergelten. Aug' um Auge, Zahn um Zahn.“

Der Graf erwiderte kein Wort. Seine Schuldrückte ihn darnieder. Schweigend schritt er zwischen seinen Begleitern.

„Wer bricht Häfen und Krug?
Wer sauft ein' Maß Wein auf einen Zug?
Wer stehet gerne früh auf?
Wer hebt die Becher fein hoch auf?
Wer bricht Ofen, Fenster, Krausen?
Wer geht zu Nacht um zu maußen?“

So begann der Pfeifer ein Spottlied auf die Herren und die Bauern, die auf dem Wege noch volle Krüge und Kannen nachschleppten, gröhnten und sangen mit in heiserm Chor.

Auf einem Ager außer der Stadt stand eine alte Linde. Als der wirre Haufe dieselbe erreicht hatte, gebot der Pfeifer Halt und rief: „So, Helfensteiner, bet' noch ein Vaterunser und mach' Dein Gewissen mit dem Herrgott in Ordnung.“ Dann riß er ihm den Federhut vom Kopfe und setzte ihn selber auf mit den Worten: „Den hast Du lange genug getragen, jetzt bin ich Graf.“

„Auf, ihr Brüder“, brüllte der dicke Wirth von Irding, den der Helfensteiner einmal wegen Wilderns hatte peitschen lassen, „macht's nunden Herren leicht. Reißt ihnen den bunten Girlefanß ab, damit es ihnen beim Tanze nicht zu heiß wird. Stoßt sie in die Reihen, die doppelzüngigen Verräther, die den Waffenstillstand so schnöde gebrochen und unsere Brüder elendiglich niedergemacht haben. Hinein zwischen die Spieße mit ihnen! Auf, Pfeifer, blas' lustig Dein Zinklein. Ich will der Tanzmeister sein und ihnen mit dem Speere das Geleise zeigen.“

Ein Schmerzenslaut, und darauf jubelndes Schreien. Von den Hellebarden troff warmes Blut. Die Unglücklichen hatten ihre Vergehen gegen das Volk mit dem Tode bezahlt.

„Gnade, Gnade!“ erscholl in diesem Augenblicke eine Stimme. Die Gräfin Helfenstein drängte sich durch die Reihen. Sie war eine Tochter Kaiser Maximilians. Kniefällig bat sie, ihrem Gemahl das Leben zu lassen. Sie kam zu spät.

Florian Geher mußte all sein Ansehen aufbieten, sie vor der Wuth des trunkenen Hausens zu schützen. Der Wirth von Irding zog die Kleider des Grafen an und tanzte vor der Gräfin umher. Dann setzte man sie mit ihrem zweijährigen Söhnlein, das sie im Arme hielt, zum Hohne auf einen Mistkarren und brachte sie nach Heilbronn zurück. Hundert Fäuste hoben sich drohend gegen sie empor, und giftig höhnte der Pfeifer: „In einem goldenen Wagen bist Du hieher gekommen, in einem Mistwagen fährst Du von dannen.“

Dann zog der Haufe weiter, der Pfeifer lustig voran, ihm zur Seite die schwarze Hofmännin, ein dreijähriges Knäblein, das bitterlich weinte, an der Hand führend. Von Berg zu Berg, wo sonst die Herrschaft thronte, zog sich wie ein blutiger Streifen die Flamme, eine Burg nach der andern in Schutt und Asche legend.

In der Herberge zum „Weinträuble“ in Weinsberg, am nämlichen Tische, wo am Morgen die schwarze Hofmännin so stürmisch und drohend den

Tod des Grafen von Helfenstein gefordert, saß am Abend eine in Trauerkleider gehüllte Frau. Die Gräfin Helfenstein, die so schwer gedemüthigte Kaiserstochter, war von Heilbronn aus hieher zurückgeeilt. Sie trug keine Schuld an den Vergehen und an der Härte ihres Gemahls. Die Wirthin sprach ihr eifrig Trost zu. Weinend stützte die Trauernde das Haupt in die Hand. Sie wollte beim Leichnam, der ihrem Sitze gegenüber an der jenseitigen Wand aufgebahrt war, die Todtenwache halten. Welch' schwerer Palmsonntag! Das Schloß zerstört, der

Ihr Schmerz, in dem sie stundenlang wie versteinert saß, war selbst einigen Nachzügeln des Bauerntrosses heilig. Sie warfen einen scheuen Blick hinein in die Stube und beeilten sich dann, den Gewalthaufen noch vor Einbruch der Nacht zu erreichen.

2. Kapitel.

Die Bauernschlacht.

Weiter durch die deutschen Gaue wogte der Aufstand, mit jeder Stunde wachsend. Nicht blos Bauern



„Hinein zwischen die Spieße mit ihnen!“ brüllte der dicke Wirth von Jrding

Gatte gemordet — und der kleine, dreijährige Georg, das Söhnchen ihrer Schwester, der Gemahlin des Truchseßen von Waldburg, das ihr am Morgen nachgeeilt, spurlos verschwunden! In tiefster Betrübnis rang sie die Hände.

Dann richtete sie den Blick empor zu dem Kruzifixe, das über dem Tische in der Ecke der Stube befestigt war. „Du, dem das Volk einst am heutigen Tage Palmen streute, um Dich nach wenig Tagen schnöb an das Holz des Kreuzes zu heften, sei Du mein Trost in meinem schweren, unsäglich schweren Leid!“ So flehte sie und ergab sich in ihr Schicksal.

schaarten sich um die Fahne der Freiheit, sondern auch die Handwerker und Hintersaßen in den Städten, die ebenfalls in ihren Rechten verkürzt waren. Die Fürsten zeigten sich im ersten Augenblicke rath- und hilflos. Wo sie ihre Truppen, die Landsknechte, gegen die Bauern verwenden wollten, zeigten sich diese unzuverlässig. Auch diese Söldner waren ja größtentheils Söhne des armen, unterdrückten Landvolkes und kannten von Jugend auf dessen Noth und Klagen.

Endlich erstand den Adelligen ein Rächer in der Person des schwäbischen Bundesfeldherrn, des Ritters Georg Truchseß von Waldburg, dessen Söhnlein

die schwarze Hofmännin mit sich führte. Der Bauernjörgl, wie er im Volksmunde genannt wurde, hatte sich vorgenommen, den Aufruhr zu dämpfen. Ein energischer Wille leitete seine Kämpfe. Das war bei den Bauern nicht der Fall. Mit ihrer Uebermacht hätten sie alle Gegner erdrücken können, wenn nicht jeder der vielen Schaarenführer eigenwillig gewesen wäre. Ueberall schlug er die Bauern, denen er den Tod seines nächsten Verwandten, des Grafen Helfenstein, und den Verlust seines einzigen Söhnleins, das er ebenfalls gemordet glaubte, mit tiefem Schnitte auf das Kerbholz geschrieben hatte.

Zuerst wandte er sich gegen das Bauernheer im Württembergischen, das sich auf der weiten Ebene bei Böblingen sammelte und tapfer Stand hielt. Am 12. Mai sprengte er dasselbe auseinander, obwohl sich namentlich die Schwarzwälder wie grimme Löwen zur Wehre stellten. Zahlreiche Gefangene warteten mit Angst und Bangen eines schrecklichen Loses.

Es war am Abend des blutigen Schlachttages. Die Herren saßen bei Wein und Würfelspiel im Zelte Waldburgs und freuten sich des erkochenen Sieges. Der feurige Trank war ihnen schon zu Kopfe gestiegen. Lauter Lärm und prahliges Erzählen machten sich breit. Oben am Tische saß der Truchseß. Er nahm wenig Antheil an dem Jubel, der um ihn herrschte. Das Haupt auf den Knäuf seines Zweihänders gestützt, sah er finster vor sich hin. Nur zuweilen, wenn Einer erzählte, wie man es den Bauern eintränken wolle, daß sie gesagt, es sollte in Zukunft kein anderes Haus mehr geben als Bauernhäuser, dann flammte es in seinen Augen zornig auf, wild und entsetzlich wie die Gedanken, die sein Inneres durchwühlten.

„Was ist's, Truchseß? Warum so schweigsam am dem Tage, der doch einer der schönsten Deines Lebens sein soll? Hole der Teufel so wie heute auch in Zukunft das Bauerngeschmeiß, die Schollentreter, die sich verschworen haben, alle Standesunterschiede abzuthun und alle Schlösser dem Erdboden gleichzumachen!“ So sprach Dietrich Spaeth, einer der Herren, der dem Truchseß zunächst saß.

Dieser schien aus seinem Sinnen zu erwachen. Er erhob sich und rief: „Lustig, lustig, Ihr Herren und Freunde. Zum Beweise, daß ich mich eben so sehr wie Ihr über den Erfolg des heutigen Tages freue, habe ich Euch zu guter Letzt einen gar seltenen Schwank zugebracht. Trinkt aus, kommt und sehet!“

„Einen besondern Schwank, der muß köstlich sein!“ lachte Froben von Gutten, „den müssen wir uns ansehen.“ Die Becher standen von ihren Sitzen

auf und folgten dem Feldherrn hinaus in die Nacht. Mit lautem Gelächter durchschritt der trunkene Zug die langen Zeltreihen.

„Was gilt's, der Truchseß hat die schwarze Hofmännin gefangen und will sie nun zwingen, uns eine Predigt zu halten, wie sie's den Bauern im Kloster zu Hirsau gethan“, witzelte der Herr von Wildenberg.

Schweigend schritt der Truchseß vorwärts. Ueberall Lärmen und Singen. Die Söldner ließen beim vollen Krüge ihre kriegerischen Thaten von heute hochleben.

Man gelangte hinaus auf das freie Feld, in die mächtige, baumlose Ebene, wo heute der Tod unter den Ärmsten des Volkes blutige Ernte gehalten. Im Sternenschein erblickte man zerbrochene Geschütze und Haufen von wirr neben- und übereinander liegenden Leichen. Man vernahm das Nschzen und Stöhnen der Verwundeten, das Nscheln der Sterbenden.

Aus dem weiten Plan tauchte ein schwaches Lichtlein auf. Ein einsamer Weidenstock von über Manneshöhe hob seine knorrigen Aeste in die Luft.

„Dort muß es sein“, rief der Truchseß, „herbei meine Herren! Schaut, wie zahm die Kette den bissigen Köter macht. Schaut das nette Thierlein an, das heute in mein Netz gerieth und nun dort am Boden kauert. Dem wollen wir jetzt die Krallen gehörig beschneiden und ihm die Zähne ausbrechen, so daß ihm das Kraken und Beißen für ewige Zeiten vergehen soll.“

Schaaren von trunkenen Söldnern hatten sich den Herren angeschlossen und drängten sich herzu. Die zwei Wächter, die auch am Boden kauerten, grinsten vergnügt. Sie hatten den gefürchteten Bauernjörgl noch nie so spassig reden hören.

Der Truchseß stieß mit dem Fuß an eine gefesselt am Fuße der Weide liegende Gestalt und rief höhniisch: „Auf, Melchior Nonnenmacher, auf, wackerer Spielmann, auf! Wozu denn heute getrauert? Du warst doch sonst überall mit Deinem Pfeiflein immer frisch voran! Denke doch an Weinsberg und an den Helfenstein! „Heisa, der Tanz geht an“, rieffst Du damals. Jetzt ist's anders. Heute und von nun an müssen die Bauern wieder nach unserer Geige tanzen, und Du sollst Deine Beine heben, wie Du's bis jetzt in Deinem lustigen Musikantenleben noch nie gethan.“

So sprach der Truchseß mit giftigem Spotte. Doch der arme Pfeifer hörte ihn kaum. Aus mehreren Wunden blutend, eine Kette um den Hals, lehnte er das Haupt an den alten Weidenbaum und schien im ersten Augenblick, als man ihm mit den Fackeln

in das Gesicht leuchtete, kaum zu wissen, wo er sich befand.

„Hurrah! Der Pfeifer, der Pfeifer!“ gröhnte es in wüstem Durcheinander. Neue Motten eilten herbei. Die zwei Wächter, sowie einige andere Knechte, schienen um das Vorhaben Waldburgs zu wissen. Geschäftig trugen sie Holzstücke und Spähne herbei und begannen, dieselben in einem Kreise um den Gefangenen aufzuschichten.

„Nicht zu nahe mit den Scheitern, Bursche“, herrschte der Truchseß, „daß er fein langsam brate.“

Die Flamme that ihre Wirkung. Der Pfeifer, wie von Dämonen geworfen, raste an seiner Kette bald vorwärts, bald rückwärts, dann wieder wild im Kreise herum.

„Das Bauernthier, das frei sein wollte, tanzt gut“, höhnte ein Söldner.

„Gnade, Gnade! Gott wird es Euch lohnen!“ wimmerte der Gepeinigte.

Umsonst.

„Hilfe! Hilfe!“ kreischte das Opfer grausamster Rache und der Schrei gellte weit in die Nacht hinaus.



Eine Fackel senkte sich. Das dürre Reisig prasselte und fing Feuer.

Der Spaß soll nicht so schnell vorbei sein. Wir Herren wollen, nachdem uns der Pfeifer mit seinen Schaaren überall die Schlösser über den Köpfen angezündet, auch einmal unser gehöriges Vergnügen haben.“

Die Kette, mit welcher der Unglückliche an den Weidenstamm gefesselt war, wurde dann verlängert, so daß er wohl zehn Schuh in der Runde an derselben um den Baum herumgehen konnte.

Eine Fackel senkte sich. Das dürre Reisig prasselte und fing Feuer.

„Es ist eine kühle Nacht. Der Pfeifer friert, wir wollen ihm heiß machen“, rief Graf Fürstenberg.

„Deine Verbündeten lassen Dich schmoren, Du rufst ihnen umsonst“, zischelte der Truchseß, „sei getrost, bald sollen auch sie erfahren, wie heiß das Feuer Derer ist, deren Burgen sie in Asche legten.“

Mit verhärteten Herzen standen die Ritter um den Feuerwall. Züngelnd begann die Lohe an dem Pfeifer auf und nieder zu lecken. Ein Feuerregen fiel vom Baume herab. Die Zweige sprühten. Der Stock des Weidenbaumes hielt stand. Glühend roth gleißte die Kette. Laut brüllend riß der Gefolterte an derselben, um sich in die Flammen zu werfen und den Tod auf einmal zu finden. Vergebens. Die fest geschmiedeten Gleiche gaben nicht nach.

Da ließ er sich auf die Kniee nieder, rang die Hände zum Himmel und flehte mit einer Stimme, ob der die Steine hätten weinen mögen: „Ich bin ein Mensch, ein Mensch! O, mordet mich! Gott! Gott! Erbarme Dich!“

Wahnsinnsstarr und voller Wuth funkelten seine Augen. Dann fiel er zusammen auf sein feuriges Lager und war todt.

„Vater! Vater!“ rief in diesem Augenblicke eine Kinderstimme. Sie schien aus weiter Ferne zu kommen. Der Truchseß horchte auf. „Vater, Vater!“ hallte es noch einmal.

„Bei Gott, das war die Stimme meines Knäbleins Georg. Sollte mein Liebling nicht todt sein, sondern noch leben?“ fragte der Truchseß, und seine Miene nahm auf einmal den Ausdruck ängstlicher Spannung an. Die Arme ausbreitend, tappte er aus dem Bereich des Lichtkranzes der Fackeln und des lodernden Holzstoßes, dessen Flammen das Skelett des Pfeifers verzehrten, hinaus in die Finsterniß.

Ritter und Söldner zogen sich in das Lager zurück. Was sie soeben mit angesehen, war zu gräßlich. Auch das verhärtetste Gemüth konnte nicht länger auf der graußigen Stätte verweilen.

„Das ist Blut, das Gott suchen wird: denke an den Mord von Greifensee im alten Zürichkrieg, Bruder“, sagte ein SchweizerSöldner, der Alles mitangesehen und wandte sich schauernd von den Flammen weg.

Niemand achtete mehr auf den Truchseß.

„Georg, mein Sohn, wo bist Du?“ rief dieser weit draußen auf dem dunkeln Felde und streckte sehnlich die Arme nach dem verlorenen und nun doch so nahen Liebling aus.

Ein teuflisches Lachen klang ihm aus der Ferne entgegen und eine Stimme kreischte: „Dein Kind soll einst den Pfeifer an Dir rächen, denke d'ran!“

Dann eilte die schwarze Hofmännin mit dem weinenden Knäblein unter dem Schleier der Nacht von dannen und war von da an für immer verschollen. Sie ließ sich nie mehr bei den Bauern sehen. Der Truchseß befahl, sogleich die ganze Gegend mit Fackeln zu durchsuchen. Nirgend eine Spur von einem Kinde.

Ein finsterner Geist beherrschte von nun an ganz das Wesen des Truchseß. Jegliche Menschlichkeit schenken von ihm gewichen zu sein. Mit unerhörter Grausamkeit ging er gegen die Bauern vor. Von Schonung war bei ihm keine Rede. Am 21. Mai nahm er Weinsberg ein, wo Jäcklin Rohrbach eben so qualvoll hingerichtet wurde, wie Melchior Nonnenmacher. Auch hier war sein Forschen nach dem Kinde

vergeblich. Endlich erfuhr er von einem Bauer aus der Umgegend, daß die schwarze Hofmännin seit dem Palmsonntag immer ein Knäblein bei sich geführt habe, wem aber daselbe zugehörte, wußte er nicht anzugeben, eben so wenig, wo die schwarze Hofmännin hingekommen sei. Man nahm an, sie sei in einem Treffen gefallen und mit den Leichen der Bauern verscharrt worden. Niemand wußte genaue Auskunft zu ertheilen.

Von Weinsberg aus rückte der Truchseß gegen Neckarsulm vor, das er mit seinen Truppen sogleich besetzte. Sechzig Bauern wurden hingerichtet, acht Dörfer angezündet. Dann ging es noch Königs-hofen. Dort hatten sich die Bauern hinter eine Wagenburg verschanzt. Der Truchseß zwang sie aus einander; viertausend Bauern wurden erschlagen. Hernach zog der Truchseß nach Franken, überall die Bauern zu Baaren treibend. Bei Rempten im Allgäu kam es zwischen den Herren und dem Volke zum letzten entscheidenden Kampfe. Die Bauern unterlagen. Die Räufelührer wurden hingerichtet.

Das war, wie der Geschichtschreiber sagt, das Ende dieser an Mitteln so gewaltigen Bewegung. Ueber hunderttausend Bauern waren im Ganzen gefallen. Nur an wenigen Orten erlangte der arme Mann eine Erleichterung. Meist kam er in eine noch drückendere Lage. Die Herren nahmen fürchterliche Rache für die Angst, die sie erduldet hatten. Der Bauernstand war gebrochen. Er verlor das Recht, Waffen zu tragen. Volksversammlungen und Volksgerichte hörten auf. Geplagt bis auf's Blut, gruben die Bauern die Scholle, die nicht ihnen gehörte und wagten es nie mehr, von den Appenzellern zu reden, die ihre Freiheit so mannlich erkämpft.

Fester als je saßen die Herren in ihren Sätteln. Groß war der Jubel auf den Burgen. Durch die Hütten schlich dumpfer Haß, der sich namentlich in der heimlichen Begünstigung der Räuberbanden zeigte, die zumeist aus als vogelfrei erklärten, flüchtigen Bauern bestehend, es hauptsächlich auf die Schlösser und Edelsitze abgesehen hatten.

3. Kapitel.

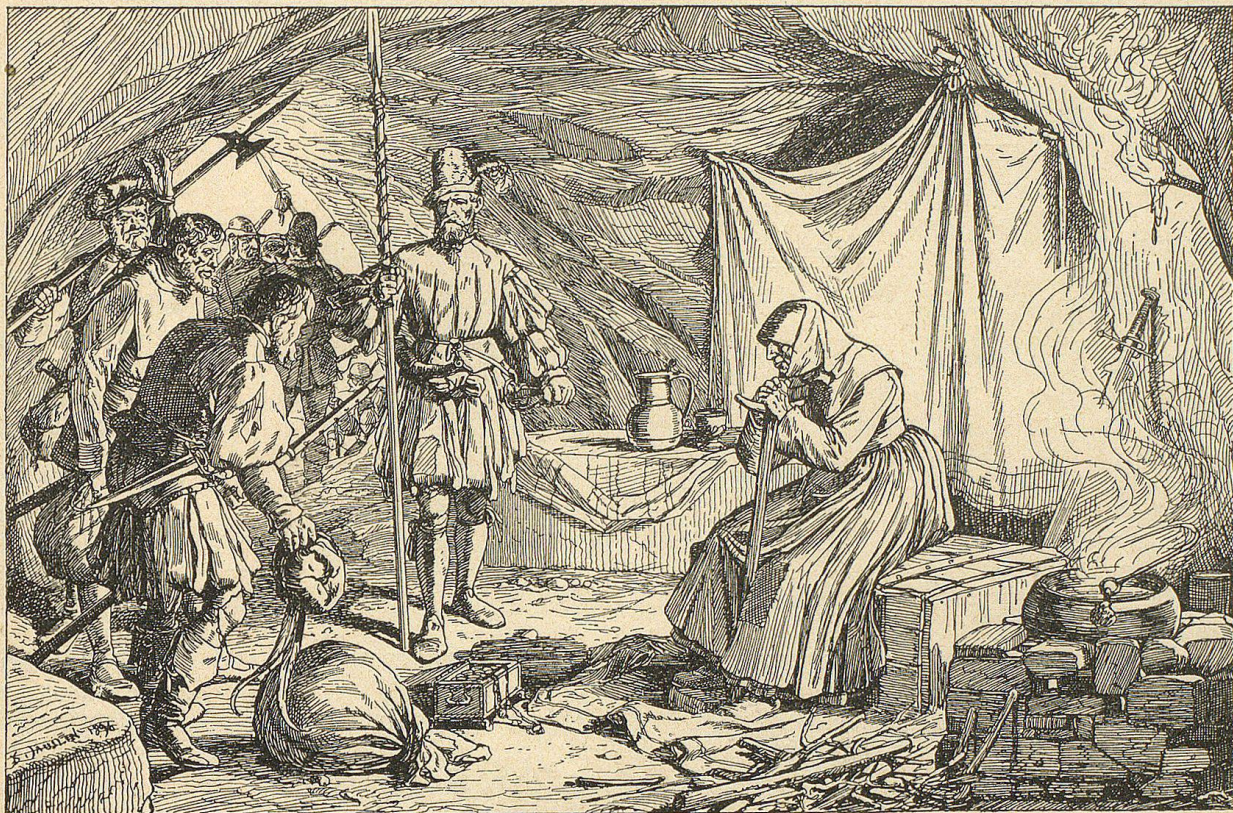
Die Rache der schwarzen Hofmännin.

Eine Reihe von Jahren war verflossen. Die Unsicherheit allüberall in deutschen Landen nahm immer mehr zu, ob schon die Obrigkeiten gegen die „herrenlosen und gardenden Knechte, Landstreicher und Gar-direr, Sonnenkrämer, Knappsäcke, Zigeuner, reis-laufenden Burschen, Spitz- und Lotterbuben“ Ver-ordnung um Verordnungen erließen. Sie legten Brand an, machten Rundschaft auf die Reisenden, weg-warteten auf den Straßen und beraubten die Wan-

derer oft sogar in der Nähe volkreicher Städte. Mit eigenen geheimen Zeichen, Zinken genannt, die sie an Brücken und öffentlichen Gebäuden anbrachten, wußten sie sich zu gemeinsamen Ueberfällen zu verständigen, oder sich gegenseitig vor den Verfolgern zu warnen. In Bänden bis zu sechzig Mann Stärke, gut bewaffnet, hausten sie mit Blut und Brand. Die damaligen Chroniken wimmeln von der Aufzählung von Verbrechen, die überall an der Tagesordnung waren.

Besonders gefürchtet war im Jahre 1558 die

hatten von ihm wenig zu fürchten. Wehe aber jenen, die es etwa wagten, ihm hindernd in den Weg zu treten. Da kannte seine Wuth keine Grenzen, und seine Rache war schrecklich. Umsonst war es, daß man einen Preis von hundert Dukaten auf den Gewaltigen setzte, der auf zwanzig Stunden in der Runde Macht ausübte wie ein König. Eben so viele Ehre wie ihm selber erwiesen die Genossen einer gebückten Greisin mit schneeweißen Haaren, seiner Mutter, die in sicherem Verstecke jedes Mal auf die Heimkehr des Sohnes wartete und sich köstlich freute,



Eben so viele Ehre wie ihm selber erwiesen die Genossen einer gebückten Greisin mit schneeweißen Haaren.

Bande des „rothen Königs“, welche die aus Schlesien nach Meissen führende Heerstraße beunruhigte. Der Hauptmann, der seinen Namen von seinem rothen Barte erhalten hatte, war ein starker, kräftiger Mann im Alter zwischen dreißig und vierzig Jahren. Man erzählte sich hundert Stücklein von seiner Körperkraft, seiner List und seiner Grausamkeit. Auch rühmte man ihm große Sprachkenntnisse nach, die es ihm ermöglichten, mit allen Gliedern seines Haufens, mochten diese noch so verschiedenen Nationalitäten angehören, zu verkehren. Arme Leute, wenn sie ihn und die Seinen in Ruhe ließen und den ausgesandten Schergen keine Späherdienste leisteten,

wenn sie vernahm, wie es den Räubern gelungen sei, diesem oder jenem hohen Herrn alle Kostbarkeiten zu rauben und ihn selber an den ersten besten Baum aufzuhängen. Die Wirthe in den einsamen Waldschenten, in denen der „rothe König“ bald allein, bald mit einzelnen Genossen in dieser oder jener Verkleidung einkehrte, verriethen ihre besten Kunden nicht, sondern schützten sie auf alle Weise. Auch sie standen im Bunde und hatten ihm unbedingten Gehorsam zu leisten. Dafür hatten sie, die vorher meistens auch nicht sauber über's Nierenstück gewesen waren, ebenfalls Hülfe in allen Angelegenheiten zu fordern.

Seit einiger Zeit schien aber der „rothe König“ die Gegend verlassen zu haben. Mit seiner Mutter und zwei der vertrauesten Gefährten, so hieß es in Schlefien, sei er wieder einmal nach seiner Heimat gezogen, um dort einen Hauptstreich auszuführen. Wo aber diese lag, wußte Keiner anzugeben. Vergeblich fahndeten die Stadtknechte zu Hunderten auf ihn.

Sonderbarer Weise begann einige Monate nachher im Gebiete, wo der Truchseß von Waldburg, immer noch ein rüstiger Greis, von hohem Schlosse aus das Land beherrschte, die Unsicherheit ganz bedenklich zuzunehmen. Die Wohnsitze seiner Verwalter, die von den Bauern Zinse und Gefälle erhoben, wurden überfallen und in Brand gesteckt.

Auch hier war alles Forschen nach den Verbrechen erfolglos; gewandt wußten sich dieselben allen Streifzügen zu entziehen. Der Truchseß knirschte. Das war unerhört von den Räubern, sich sogar auf sein Gebiet zu wagen und ihm zu trotzen, ihm, von dem sie doch wußten, daß er mit seiner Thatkraft seiner Zeit den ganzen

Bauernaufstand niedergeworfen hatte. Das sollten sie ihm büßen. Von nun an beschloß er jedesmal selber mitauszuziehen und hoch zu Roß jede Streife anzuführen.

Schon das erste Mal wurde ihm sein Schimmel, sein Lieblingsthier, unter dem Leibe erschossen. Vom Thäter, so schnell man auch in die Gebüsche eindrang, links und rechts keine Spur.

Es war acht Tage vor Weihnachten. Wieder ordnete der Truchseß Knechte und Bauern zu einem Streifzuge; denn gestern Nacht war einer seiner Getreidespeicher von boshafter Hand angezündet worden. Hin ging es stundenlang durch Wald und Dorn. Auch heute schien die Verfolgung wieder umsonst zu sein. Die Haufen, die sich getheilt hatten, trafen sich wieder bei einer einsamen Waldkapelle. Während der Truchseß noch auf die letzten Späher wartete, ritt er, um sich in der Kälte etwas Be-

wegung zu verschaffen, um die Kapelle herum. Da fiel sein Auge auf allerlei sonderbare ihm unverständliche Zeichen und Figuren, die mit Röthel auf die weißgetünchte Wand des Kirchleins gemalt waren. Er rief einige Soldaten und Bauern herbei, um sie darauf aufmerksam zu machen und zu befragen. Die ganze Schaar drängte sich in die Nähe, um die sonderbare Zeichnung zu betrachten, die sich ihren Blicken darbot. Dieselbe sah aus, wie unsere Abbildung zeigt.

Einige der Bauern lachten ob der seltsamen, von ungeübter Hand zeugenden Formen.

„Man sollte es den Buben, die sich im Herbst beim Hüten des Viehes in der Nähe der Kapelle herumtreiben, strenge verbieten, die Wände zu be-

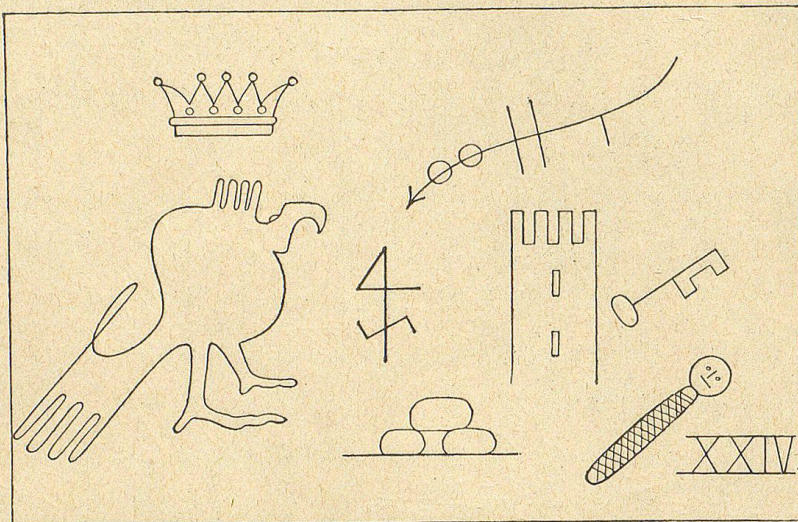
schmieren. Ich meinestheils werde, sobald ich nach Hause komme, meinen Lorenz, der jedenfalls dabei gewesen ist, gehörig in die Kur nehmen“, sprach einer der Männer und schaute zu dem Truchseß empor, um den belobenden Blick, den er erwartete, entgegenzunehmen.

„Das haben keine Buben ge-

zeichnet“, warf ein Anderer ein, „das sind Zinken, mit denen sich das fahrende Volk gegenseitig Votschaft und Bericht gibt.“

Auch der Truchseß schien das zu glauben; denn er betrachtete immer noch sinnend die Zeichen, runzelte die Stirne und brummte verdrießlich: „Was hab' ich nun von meinem Latein und aller Buchgelehrsamkeit, die mir vor Jahren von meinem Hofmeister eingetrichtert wurde! Ich bin überzeugt, daß wir hier vor einem wichtigen Geheimnisse stehen, dessen Lösung uns den Spitzbuben auf die Spur bringen könnte.“ Dann rief er laut aus: „Hundert Gulden Demjenigen, der mir diese Schrift entziffern kann.“

„Und auch völlige Straflosigkeit, wenn derselbe ein armer Teufel ist, der vielleicht schon hie und da unbefugter Weise in Eurer Hoheit Wäldern ein Häßlein gesagt?“ warf hier fragend eine Stimme ein.



Zinken.

„Es soll ihm nichts geschehen“, versicherte der Truchseß und blickte nach dem Sprechenden um. Aus der Schaar der Bauern und Knechte trat ein ärmlich gekleideter Mann hervor, einen gezähnten braunen Bären an der Kette hinter sich herziehend. Niemand kannte ihn. Er schien zufällig des Weges gekommen zu sein, um hier, wo er so viel Volk beisammen sah, mit seinem Thiere einige Pfennige zu verdienen. Das Sonderbarste an dem Bärenführer war eine brennend rothe, mächtige Narbe, die ihm schief über das ganze Gesicht lief.

gegen der Fremder im Gesichte trug, heißen sollte: „Nimm Dich in Acht vor mir, ich bin ein Verräther und von meinen Genossen bestraft worden.“

Der Fremde trat neben den Truchseß und warf nur einen einzigen Blick auf die rothen Figuren auf dem Mauerwerk. Dann leuchtete es in seinen Augen hell auf von boshafter Freude und er sagte in fremdartig klingendem Dialekt: „Ich will die hundert Gulden verdienen und mir vollständige Straflosigkeit und zudem noch den Dank des hohen Herrn sichern.“



Dann zeigte der Bärenführer auf die einzelnen Zeichen.

„Oho, der Bursche trägt die Slichenerzinken im Gesicht“, raunte der Bauer von vorhin seinem Nachbar zu und zwinkerte dazu listig mit den Augen, „der muß einmal mit von der Sippe gewesen sein und kann vielleicht die Zinken an der Mauer deuten.“

Slichenerzinken nannte man die Markfirungen, welche die Wegelagerer an solchen Genossen vornahmen, die Verrath geübt hatten. Solche Verräther zeichnete die Genossenschaft durch Einschnitte in die Stirne oder in die Wangen. Der Schnitt wurde immer so geführt, daß eine tiefe, unvergängliche Narbe entstand, so daß jeder auch noch so entfernte Gauner wußte, daß dieser Zinken, den ein ihm be-

„Es sei alles bewilligt und auf ein gehöriges Trinkgeld soll's mir nicht ankommen, wenn wir die Teufelskerle kriegen“, bekräftigte der Truchseß.

Dann zeigte der Bärenführer auf die einzelnen Zeichen und begann: „Die Krone zu oberst ist das Zeichen des „rothen Königs“, von dem der Herr vielleicht schon gehört hat. In Schlessien sind nicht nur hundert Gulden, sondern hundert Dukaten auf seinen Kopf gesetzt. Ich kann mich nicht irren; denn der darunter stehende Zinken bringt vollständige Gewißheit. Der in einem Zuge gezeichnete Vogel soll einen Papagei darstellen. Wie der Papagei reden kann, so spricht der „rothe König“ alle Sprachen,

die man nur will. Daneben ist der Wolfsangel, der Zinken seines steten Genossen, des „dicken Hans.“ Der Schlangenzinken mit dem Kopfe nach vorn deutet an, daß sie von Osten her gekommen sind. Sie haben noch zwei Kameraden bei sich, das sagen die zwei langen Striche auf der Schlange. Der halbe Strich weist auf ein Weibsbild hin, und die beiden Nullen, das sind Kinder, die einer der beiden Letztgenannten bei sich hat. Das folgende Zeichen ist eine Burg, das andere ein Schlüssel. Darunter befinden sich drei runde Gegenstände über einem Strich. Das ist im Bauernkalender das Zeichen des heiligen Stephanus. Sie weisen hin auf die Steine auf dem Erdboden, mit denen dieser Heilige den Märtyrertod durch Steinigung erlitten hat. Die drei Zeichen können hier nur ein Datum bedeuten, nämlich den Stephanstag, den 26. Christmonat. Seht, daß ich mich nicht irre, daneben ist ja ein Wickelkind, das Zeichen der Geburt des Heilandes. Nun ist das Ganze leicht zu lesen: „Der im ganzen heiligen römischen Reich deutscher Nation allen gardenden Knechten und Wegelagerern wohlbekannte „rothe König“ ist mit einem Weibsbilde, sowie dem „dicken Hans“ und zwei andern Genossen hier in der Gegend und beabsichtigt, am 26. Christmonat in eine Burg einzubrechen. Er sucht noch mehr Genossen und wird sich am 24. Christmonat am Orte der Anbringung dieses Zinkens einfinden.“

Erstaunt blickte der Truchseß auf den Mann, der so voller Ueberzeugung sprach. Ein Gedanke stieg in ihm auf. Die Burg, welche überfallen werden sollte, konnte nur Schloß Waldburg sein.

„Die Zeichen können alt sein, Bursche?“ fragte er, wie um den Scharfsinn des Bärenführers noch genauer auf die Probe zu stellen.

Dieser lächelte verschlagen und sagte: Mir entgehen Lohn und Trinkgeld nicht. Ueber die Zeichnung ist noch kein Regen gekommen. Schaut her, die Ränder der Striche sind noch ganz scharf.“ Er strich mit einem Finger leicht über die Grenze eines Umrisses. „Die Linien sind noch nicht zwei Tage alt. Vorgestern hat es geregnet. Wären sie damals schon gewesen, das Wetter, das gegen die Mauern klatscht, hätte diese Stäubchen verwischt.“

Man begab sich nach Hause. Der Bärenführer, der vor einigen Jahren seine Elchener Zinken im Gefichte wegen geübten Verrathes vom „rothen König“ selber erhalten hatte, aß und trank in der Gefindestube auf Schloß Waldburg nach Herzenslust; seine Rache war ihm sicher.

Wir übergehen die Vorbereitungen, die heimlicher Weise getroffen wurden, um den „rothen König“ am 24. Christmonat in der Waldkapelle zu fangen,

ihn sammt seinen drei Genossen. Aus schweren Wunden blutend, mußten sie sich der Uebermacht ergeben. Der Bärenführer setzte noch in der nämlichen Nacht seinen Weg weiter.

Wenige Wochen später, nachdem man ihnen die grausamsten Torturen angethan, wurden die vier Verbrecher hingerichtet.

Am Abend des Tages, an dem das Haupt des „rothen Königs“ unter dem Beile des Henkers gefallen war, saß der Truchseß, als einsamer Mann, in der Stube seines Schlosses am Tische. Er hielt ein goldenes Kettlein mit einem Medaillon in seinen Händen. Letzteres trug die Buchstaben „G. Tr. v. W.“ Der „rothe König“ hatte es dem Scharfrichter geschenkt, mit dem Bedeuten, es sei das Einzige, was er von seinen Eltern besitze, die er niemals gekannt; die schwarze Hofmännin, die ihn erzogen, habe es ihm am Tage seiner Gefangennahme um den Hals gehängt.

„Georg, Truchseß von Waldburg“, entzifferte der Greis mit zitternder Stimme. Er kannte das Kleinod, das er seiner so frühe verstorbenen Gattin am Hochzeitmorgen geschenkt hatte. Sein einziges Söhnchen, der kleine Georg, spielte damit an jenem Morgen, als die Bauern das Schloß Helfenstein eroberten und seinen Schwager, der an der schwarzen Hofmännin gesündigt, in die Spieße jagten. Der Bauernjörgl von ehemals hatte in der Person des „rothen Königs“, des gefürchteten Bandenführers, sein einziges, so lange gesuchtes Kind hinrichten lassen. Die schwarze Hofmännin hatte dasselbe zum Verbrecher erzogen. Weinend barg der alte Mann sein Haupt zwischen die Hände. Böses zeugt Böses. Er hatte die Wahrheit dieses Wortes in der schrecklichsten Weise erfahren.

Einige Tage nachher fand man im Walde eine erfrorene Bettlerin, eine Greisin, die ehemalige schwarze Hofmännin. Niemand kannte sie als der Truchseß. Keine Wimper zuckte an ihm, als er an der Leiche vorüberschritt. Er hatte den Pfeifer, sie seinen Sohn in den Tod getrieben. Die Rechnung war hienteben ausgeglichen. Sie bis an ihr Ende verfolgt und unstat, er jetzt noch voller Reue und Gewissensbisse. Böses zeugt Böses, und wer Wind säet, der wird Sturm ernten.

Die Verwahrung.

Richter: „Schämen Sie sich, daß Sie schon so oft mit dem Gericht zu thun hatten.“ — Angeklagter: „Na, warum denn schämen? Ist denn das Gericht vielleicht kein ehrenwerther Stand?“